

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 21

Artikel: Zum 1. August
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670423>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Z U M I. A U G U S T

Noch allzuviel wird der erste August zum Anlass genommen, «von kühneren Ahnen Heldenstreit» zu berichten und mit einer gewissen Selbstgefälligkeit auf die Geschichte der Schweiz zurückzublicken, im Gedanken, man habe doch auch selbst zur erfreulichen Entwicklung unseres Landes gar manches beigetragen. Erst in letzter Zeit ist man da und dort etwas von dieser Art Augustfeiern abgerückt und hat sich vielmehr nach den Verpflichtungen gefragt, die uns Heutigen obliegen, wenn wir unser Land so lebensfähig erhalten wollen, wie wir es übernehmen durften.

Diese Art der Festbetrachtung ist auch die unsere. Wir wollen uns daran erinnern, dass der erste August recht eigentlich die Feier des politischen Zusammenschlusses der Eidgenossen ist. Sie haben 1291 den Entschluss gefasst, trotz der Bedrohung durch starke Mächte ihr Geschick selbst zu bestimmen und ihrem Bund durch treuen gegenseitigen Beistand die innere Kraft und die Stärke gegen aussen zu geben. Hinter diesem Entschluss standen gleicherweise ein kraftvoller Lebenswill und eine Opferbereitschaft für die Gemeinschaft und ihre Rechte. Das Dichterwort «lieber den Tod als in der Knechtschaft leben» entspricht ganz sicher der damaligen Stimmung.

Wir überspringen die Jahrhunderte der Geschichte und erwähnen nur, dass die Verletzung dieser geistigen Haltung immer zu Niedergang und Schmach, ihre Bejahung indessen immer zur Kräftigung der Unabhängigkeit führte.

Indem wir uns aber dem Heute zuwenden, sehen wir uns gezwungen, eine Reihe von Fragen aufzuwerfen.

Sind uns Schweizern die Begriffe von Freiheit und selbständigerem Staat heute noch so klar und wertvoll, dass wir dafür andere Güter zu opfern bereit sind? Betrachten wir die Eidgenossenschaft nicht eher als Quelle von Unterstützungen aller Art; als Vermittlerin zahlreicher Annehmlichkeiten, die einem Einzelnen zu erreichen unmöglich wären?

Sehen wir in ihr nicht vor allem das Feld, auf dem wir friedlich und ungestört unserer Arbeit nachgehen können? Und tritt für uns nicht allzu oft in den Hintergrund, was nach der Bundesverfassung der erste Staatszweck ist, nämlich die Bewahrung unserer Unabhängigkeit gegen aussen? Dabei lässt sich nicht leugnen, dass auch heute diese Unabhängigkeit nach wie vor massiv bedroht wird. Seit dem letzten Herbst haben wir nur zu deutlich erfahren, wie hart die Freiheit um ihr Dasein ringen muss und wie leicht sie durch brutale Waffengewalt unterdrückt werden kann.

Wir wollen die Auffassung vom Staat als Diener des Menschen keineswegs in Bausch und Bogen ablehnen. Seine vielen Vorteile erhöhen den Wert unseres Lebens, da der Mensch sich darin frei entwickeln kann. Nicht zuletzt sind sie eine Voraussetzung für ein kräftiges Kultur- und Geistesleben. Aber über all dem darf der Hauptzweck nicht vergessen werden! Wer in einer Gemeinschaft lebt, in der jeder einzelne die grösstmögliche Freiheit besitzt, muss auch von sich aus dieser Gemeinschaft dienen wollen. Gerade darin unterscheidet er sich vom Sklaven, dass er sich aus freiem Willen und zufolge höherer Einsicht gewissen Opfern unterzieht. Nur damit wird er erhalten können, was er als lebenswichtig empfindet.

Aber mit einem passiven Dienen wäre zu wenig getan. Es genügt heute nicht mehr, wenn ein Schweizer seinen Dienst in der Armee treu und gewissenhaft leistet. Seine Verantwortung geht weiter. Gerade heute muss er sich Gedanken darüber machen, wie unser erster Staatszweck am besten verwirklicht werden kann.

Hier ist nun die Besinnung auf unsere Vorfahren doch einmal am Platze. Wo heute vielfach Panik und hoffnungsloser Defaitismus verbreitet wird, müssen wir wieder an das so einfach klingende, aber unendlich schwerwiegende Wort «lieber den Tod als in der Knechtschaft leben» zurückdenken. In seiner Anerkennung liegt erst die Kraft zur Freiheit! Vom Moment, da wir es bejahen, werden wir auch inmitten der Gefährdungen der Zeit eine feste Haltung einnehmen. Wir werden alles daran setzen, um unseren Staat mit unsrern Mitteln zu behaupten, im vollen Bewusstsein, dass ein solches Sich-zur-Wehrsetzen die höchsten Opfer von jedem Einzelnen verlangen kann. Wir sind indessen zugleich überzeugt, dass unsere Chancen, die Unabhängigkeit zu bewahren, gleichzeitig mit dem Grad der militärischen Bereitschaft wachsen. Auch wenn wir uns dabei von manchen

überlieferten Grundsätzen lösen müssen, um die Armee an die Gegebenheiten des modernen Krieges anzupassen, so wird uns dies gelingen, wenn der alte Geist des Opferwillens für die gute Sache auch in uns noch lebendig ist. Niemals dürfen wir uns vorwerfen lassen müssen, wir hätten uns selbst aufgegeben, bevor die letzte Möglichkeit der Selbstbehauptung ausgeschöpft ist.

So findet die Erfüllung des ersten Staatszweckes namentlich in unserer militärischen Anstrengung Ausdruck. Wenn wir dieselbe, wie unsere Vorfahren in den guten Zeiten der Eidgenossenschaft, mutig und zielbewusst stärken und die damit verbundenen Opfer an Zeit und finanziellen Mitteln auch auf uns nehmen, dann braucht uns vor dem Kommenden noch keineswegs bange zu sein.

Am selben Orte aber fanden wir bereits eine andere, uns ähnliche Gesellschaft hoffnungsvoller Jugend vor.

Nach den alten Spielregeln der Soziologie bildete sich bald zwischen der einen Gruppe, die etwas abseits vom Dorf, und der andern, die im Dorf selbst untergebracht war, eine Art Rivalität heraus. Worauf die sich zunächst bezog, wusste niemand. Sie war einfach da. Ein wichtiger Grund zur Spannung mochte immerhin der sein, dass der eine Leiter, der ausserhalb des Dorfes, ein, wie uns andern schien, mächtig braver Idealist von etwas zu gepflegten Umgangsformen war, die nicht zur doch recht rauen Gegend passen wollten. Er sei ein angehender Pfarrer. Das sprach sich bald herum. Unser Leiter dagegen war ein Sportlehrer, lustig, laut, kameradschaftlich.

Die so geartete Beschaffenheit der beiden verantwortlichen Leiter wirkte sich, wiederum nach geheimen soziologischen Gesetzen, auf die ihnen unterstellte Schar aus. Jene gaben sich als feine, gebildete Hirsche, wo immer man ihnen begegnete. Wir dagegen kehrten eine Art Wildwestseite her vor. Das ergab prächtige Reibereien, die hier nicht geschildert werden können. Nur von einem einzigen Zwischenfall sei die Rede. Er fand seinen strahlenden Höhepunkt am Tag des 1. August.

Es war eine gemeinsame Feier der Jugendgruppen vorgesehen. Vor dem Schulhaus des Dorfes und unter Zuzug der ganzen Einwohnerschaft. Das verpflichtete. Die beiden Lagerleiter sollten sich in die Rede teilen. Eigenartiger- oder vielleicht verständlicherweise trauten wir dabei dem unsrern im geheimen nicht allzu viel zu. Deshalb trachteten wir danach, noch etwas übriges zu leisten. Wir sammelten Geld. Was seine Schwierigkeiten hatte. Für den immerhin nicht ganz unansehnlichen Betrag liessen wir aus der Stadt ein Kistchen Raketen kommen. Die sollten dann in den nächtlichen Fest himmel emporzischen und ihm unsrere Heimatliebe ins Dunkle einschreiben. Bereits hatten wir auch ein Dutzend leere Bierflaschen aufgetrieben, um in deren Hälse dann die Raketenstiele zu stecken. Schon sahen wir im Geiste die Reihe in einer knisternden Kettenreaktion losgehen — zum unsäglichen Neid der hochgebildeten andern Gruppe.

Und dann sickerte eines Tages die unglaubliche Nachricht durch: die andern hätten auch Feuerwerk, vor allem besässen sie eine gewaltige Rakete, dick und eine unvorstellbar prächtige Illumination verheissend, gespendet von einem Mäzen.

Das war der Hammer.

Hans Schumacher

D I E M Ü D E R A K E T E

Eine unerbauliche Geschichte zum 1. August

Ich bin mir durchaus der Tatsache bewusst, dass der folgende kleine Bericht über eine schon lange Zeit zurückliegende Augustfeier eigentlich nicht abgestattet werden sollte. Zuviel menschliche Unzulänglichkeit haftet ihm an. Keine erbaulichen Gedanken sind ihm zu entnehmen, wie es doch für den Nationalfeiertag angebracht wäre. Im Gegen teil: es wird sich zeigen, dass selbst an einem solchen Tag primitive Geltungssucht nicht durch edle Gedanken zum Schweigen gebracht werden konnte, sondern dass sie sich besonders laut — vor allem laut und weithin leuchtend dazu — bemerkbar machte. Immerhin kann ich mich auch heute noch eines leisen Lachens nicht erwehren, wenn ich daran zurückdenke, wie wir damals...

Ja, wie wir damals ausgezogen waren in ein Ferienlager hinauf in ein Bergtal. Junge Leute.